

Universitätsbibliothek Wuppertal

Die Antike und wir

Zieliński, Tadeusz

Leipzig, 1909

Achte Vorlesung

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-3223](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-3223)

ACHTE VORLESUNG.

Unsere Erörterung ist zu ihrem Ausgangspunkt zurückgekehrt. Wir begannen mit der Feststellung der tief eingewurzelten Meinungsverschiedenheit zwischen der Gesellschaft und den Kennern über die bildende, kulturelle und wissenschaftliche Bedeutung der Antike. Schon damals gab ich Ihnen zu verstehen, daß die Meinung der Gesellschaft, soweit sie sich in bewußter Mißachtung der Antike ausspricht, unmöglich an Autorität gleichzustellen ist der unbewußten Achtung, die diese bei derselben Gesellschaft genießt, jener Achtung, kraft derer sie ihren Einfluß auf die Menschen so viele Jahrhunderte nach dem Verfall der antiken Welt bewahrt hat.

Dennoch besteht diese bewußte Mißachtung — wenn auch nicht der ganzen heutigen Gesellschaft, so doch eines bedeutenden Teiles — als Tatsache und verlangt als solche ihre Erklärung. Worin diese enthalten ist, habe ich Ihnen auch schon in meinen Eingangsworten zu verstehen gegeben. „Wir können,“ sagte ich, „den Grund des feindlichen Verhaltens unserer Gesellschaft dem Altertum gegenüber analysieren und entscheiden, welche Rolle dabei der gutgläubige, unwillkürliche Irrtum, welche der beabsichtigte Betrug gespielt hat.“ Ich begann jedoch nicht mit diesem negativen, sondern mit dem positiven Teil. Ich zeigte Ihnen, worin die bildende, die kulturelle und wissenschaftliche Bedeutung der Antike besteht. Wenn der Logos mir und Ihnen gnädig gewesen ist, wenn das Werk der Überzeugung, das uns hier versammelt hat, keinen Mißerfolg erlitten hat, so wissen Sie jetzt, daß die von mir oben angedeutete Meinung der Kenner richtig ist, und daß also die abweichende Meinung eines bedeutenden Teiles der heutigen Gesellschaft eben nur auf Mißverständnis oder Betrug zurückgeführt werden kann. Dennoch will ich Ihnen, damit kein Zweifel hierin bestehen bleibt, auch für diesen negativen Teil meiner Behauptung selbständige und unabhängige Beweise anführen; wenn ich diese erbracht habe, werde ich meine Aufgabe als erfüllt betrachten.

„Betrug oder Mißverständnis“ . . . Eigentlich ist eins wie das andere jenem Wahrheitsgefühl, das das Studium der An-

tike uns einflößt, gleich feindlich — Sie erinnern sich, daß es an uns nicht nur eine, sondern zwei Forderungen stellt: erstens ‚lüge nicht‘ und zweitens ‚irre dich nicht‘ — natürlich vorausgesetzt, daß du die Möglichkeit hast, dich nicht zu irren, daß es Menschen und Tatsachen gibt, die dir den Weg zur Wahrheit weisen können. Dennoch ist die sittliche Wertschätzung dieser beiden Verstöße gegen die Wahrheit verschieden. Es ist angenehm, einem Verirrten den rechten Weg zu weisen, aber unangenehm, sehr unangenehm ist es, Betrüger zu überführen. Gestatten Sie mir, mit dem zweiten, unangenehmen Teil unserer Aufgabe zu beginnen, um ihn rascher abzutun.

Vor allen Dingen darf man nicht vergessen, daß dieser Betrug nicht die ursprüngliche Ursache jener Mißgunst ist, von der ich rede — im Gegenteil, ‚er hat sie zur Voraussetzung. Der Betrug fände keinen Glauben und hätte also auch keinen Erfolg, wenn er nicht in Herzen fiele, die schon vorbereitet sind, ihn aufzunehmen; es versteht sich indessen von selbst, daß das weder den Betrug rechtfertigt noch seine Unschädlichkeit beweist. Das Mißverständnis schafft nur einen gewissen Nebel der Unklarheit, den die Fackel der Wahrheit noch zerstreuen könnte; aber der Rauch des wissentlichen Betrugens verdichtet ihn und verwandelt ihn schließlich in jenes undurchdringliche Dunkel, das uns zu ersticken droht und an den Rand der Verzweiflung führt. Die Geschichte aller Massenbewegungen ist voll von Beispielen dafür. Die Sache beginnt damit, daß irgend eine Person, Institution oder Idee ihre Popularität einbüßt — zuweilen mit Recht, zuweilen auch nicht; sofort melden sich Freiwillige, die, um ihren eigenen Einfluß zu erhöhen, gegen das Opfer der gesellschaftlichen Mißgunst Anklage über Anklage häufen; die Römer nannten das: *crescere ex aliquo*. Der Erfolg einer solchen Verleumdung ist gesichert: jeder Unsinn findet Glauben, der Verleumder wird der allgemeine Liebling, und wehe dem unbedachten Eiferer für die Wahrheit, der sich einfallen ließe, ihn widerlegen zu wollen.

Aber, werden Sie fragen, wo ist denn im gegebenen Falle der Betrug, wo sind die Betrüger? Ich muß antworten: dort, wo sich die unberufenen Leiter der öffentlichen Meinung breit machen, in den Spalten der Zeitungen und auf den Seiten der Journale, überhaupt in der heutigen Publizistik. Aber wie sollen wir ihnen dort nachspüren? Sollen wir alle Lügen und Verleumdungen sammeln, die in den publizistischen Organen in ganz Rußland zutage gefördert werden? Das würde nicht einmal genügen: man muß sie überführen, muß zeigen, wie sie in dem einen Falle Tatsachen verschweigen, in einem anderen sie böswillig auslegen, in einem dritten sie unterschieben, entstellen, erfinden . . . aber, meine Herren, wo sollen wir zu alledem jetzt

Zeit finden? Und dennoch muß ich Ihre Aufmerksamkeit auf diesen Betrug lenken, um Ihnen ein weises Mißtrauen gegen jene gewissenlosen Leiter Ihrer Meinung einzufloßen. — Zum Glück gibt es zu diesem Zweck einen anderen Weg, der kürzer und nicht weniger beweiskräftig ist: ich werde Ihnen den Betrug dort zeigen, wo Sie ihn nach allen äußeren und inneren Bedingungen am wenigsten erwarten konnten, und Ihnen dann überlassen, den entsprechenden Schluß zu ziehen: „Wenn das am grünen Holz geschieht, was soll am dünnen werden?“ Sie werden begreifen, daß von diesem Standpunkt aus meine Worte ebensowohl einen Tribut der Achtung gegen die Person, die ich Ihnen nennen werde, wie einen Vorwurf bedeuten: denn gerade dadurch, daß ich sie vor den anderen nenne, erkenne ich sie als grünes Holz an. Und nun gestatten Sie mir, Ihnen die Stelle, die ich im Auge habe, vorzulesen. Hier ist sie . . .¹⁾

Natürlich begreifen Sie, meine Herren, daß das, was ich hier angeführt habe — nur eine Probe ist, nur ein Gläschen aus dem Faß voll Verleumdung, die die heutige Publizistik über uns ergießt. Es ist deswegen interessant, weil es erstens einen ziemlich bekannten und achtbaren Namen als Etikette trägt, und zweitens, weil sich hier die Möglichkeit ergab, die Verleumdung gleichsam auf frischer Tat zu ertappen. Nicht überall ist das ebenso leicht. Dennoch bitte ich Sie, wenn Sie in Zeitungen oder wo anders Anklagen gegen die bildende, kulturelle oder wissenschaftliche Bedeutung der Antike lesen, — daran zu denken, daß Sie betrogen werden. Besonders ist das dort am Platze, wo der Autor nicht einmal den Mut hat, seinen Namen zu nennen, sondern sich hinter der Larve der Anonymität oder Pseudonymität versteckt.

Wir wollen jedoch den Betrug jetzt beiseite lassen; wenden wir uns der anderen, weniger unangenehmen Quelle zu, aus der die Abneigung der Gesellschaft gegen die Antike stammt, — dem Mißverständnis. Hier müssen wir zwischen dem Bildungswert der Antike und ihrem Kulturwert unterscheiden — die dritte, die wissenschaftliche Bedeutung der Antike braucht hier nicht erwähnt zu werden. Natürlich bekommt, bei der in unserer Gesellschaft und besonders unserer Presse herrschenden unverständigen Spottlust, auch diese ihre dritte Seite ihr Teil ab; dennoch bestreitet kein denkender Mensch die Existenzberechtigung der Wissenschaft von der Antike neben der Sanskritologie, der Ägyptologie und anderen ebenso harmlosen Wissenschaften. — Übrigens braucht auch die zweite Seite hier nicht besprochen zu werden; unsere Devise „nicht Norm, sondern

¹⁾ Das Beispiel ist, weil außerhalb Rußlands ohne Interesse, in der Übersetzung weggeblieben.

Same“ erklärt in genügendem Maße, worauf hier das Mißverständnis beruht. Wir wollen daher bei der ersten Seite verweilen, nämlich beim Vorurteil der Gesellschaft gegen die ‚Schulantike‘. Ihr wird zur Last gelegt — sowohl bei uns als auch in Westeuropa — erstens, daß sie unnützlich, zweitens, daß sie schwierig sei. Zu diesen zwei Vorwürfen, die uns mit dem übrigen Europa gemeinsam sind, kommt bei uns noch ein dritter hinzu, der unsere nationale Besonderheit bildet: die Antike sei reaktionär. Hierauf beziehen sich die Ausdrücke: klassischer Obskurantismus, klassische Maulkörbe usw. Wir wollen Sie uns für später aufbewahren: ‚der Arbeit die Zeit, dem Spiele die Stunde‘.

Zur Arbeit gehört der erste Vorwurf: die Schulantike sei unnützlich. Ich habe ihn hier natürlich nicht deshalb angeführt, um ihn zu widerlegen — wozu die Schulantike nützlich ist, habe ich Ihnen, soweit es mir die Zeit gestattete, in den ersten vier Vorlesungen zu erklären versucht. Hier steht mir eine andere Aufgabe bevor: vor Ihnen die öffentliche Meinung zu analysieren und Ihnen zu zeigen, wie das Vorurteil gegen die Antike entstehen konnte und mußte. Im gegebenen Falle ist die Sache ganz klar. Bei der Wertschätzung der Kenntnisse ist ein mit der Sache nicht vertrauter Mensch geneigt, sich auf den eng utilitarischen Standpunkt zu stellen, indem er den Wert der Kenntnisse von ihrer unmittelbaren Anwendbarkeit aufs Leben und seine Arbeit abhängen läßt; je indirekter diese Anwendbarkeit ist, desto schwerer wird es ihm, ihren Wert zu bestimmen. Nehmen wir, beispielsweise, ein Kleidungsstück — hier begreift jeder Wilde, daß es ein nützliches Ding ist, da es vor Sonnenbrand und Kälte schützt. Zeigen Sie aber diesem Wilden eine Nähmaschine — er wird die Achseln zucken, da er nicht weiß, wozu ein solches Ding gut ist. Man kann ihm jedoch anschaulich zeigen, wie mit Hilfe dieses Dinges ein Kleidungsstück hergestellt wird, und er wird, ohne etwas zu begreifen, seinen Nutzen anerkennen. Aber diese Nähmaschinen werden doch wieder ihrerseits irgendwie gemacht, wozu es besondere Fabriken gibt. In diesen Fabriken werden unter betäubendem Maschinenlärm Stangen, Triebräder, Schrauben, Schraubenmütter usw. hergestellt. Nehmen wir irgend eine dieser Maschinen — hier wird ein technisch nicht gebildeter Mensch unmöglich begreifen, welchen Nutzen sie haben kann. — Dasselbe findet auch hier statt. Die der Gesellschaft unmittelbar nützliche geistige Arbeit leistet der Verstand — das ist unsere Nähmaschine. Aber auch der Verstand muß irgendwie hervorgebracht und zum nützlichen Arbeiten geeignet gemacht werden; eine der Maschinen, die ihn hervorbringen hilft, ist gerade die Schulantike. Aber begreifen kann das nur ein Mensch, der über die entsprechenden technischen

Kenntnisse verfügt; wer sie nicht hat, wird immer geneigt sein, zu glauben, daß ihr Studium eine unnütze Vergeudung von Zeit und Mühe ist.

Von Mühe — . . . ja, und dieses Wort bringt uns auf den zweiten Vorwurf, der der Schulantike gemacht wird. Hier besteht das Mißverständnis selbstverständlich nicht in der Tatsache selbst: die Schulantike ist schwer, wenn sie gewissenhaft betrieben wird, dagegen läßt sich nichts sagen. Das Mißverständnis liegt im Schluß, der aus dieser Tatsache gezogen wird. Sie ist schwer, heißt es, und darum fort mit ihr. Sie ist schwer, muß ich antworten, und das ist für sie eine Empfehlung mehr. Ich bitte Sie, meine Herren, diesem Punkte besondere Aufmerksamkeit zu schenken; hier werde ich mehr als je gezwungen sein, mich auf jenen Ehrenkodex des Denkers zu berufen. Ich muß Sie hier davor warnen, sich von einem sehr edlen und sympathischen Gefühl hinreißen zu lassen — von dem Gefühl der Humanität. Schon lange fühle ich, daß Sie gegen alles, was ich Ihnen in den ersten Vorlesungen gesagt habe, eine Entgegnung bereit halten, die folgendermaßen lautet: „Wir waren unser fünfzig, als wir in die unterste Klasse eintraten; aber von jenen fünfzig beenden nur dreißig die Schule. Für die übrigen erwies sich der Gymnasialkursus als ihre Kräfte übersteigend, wobei für die Mehrzahl die alten Sprachen den Stein des Anstoßes bildeten.“ Das macht die Erbitterung dieser ‚Übrigen‘ gegen die alten Sprachen verständlich — ihre eigene, die ihrer Eltern und Angehörigen, und aus Kameradschaftlichkeit auch die Ihre.

Diesen Vorwurf könnte ich sehr leicht umgehen. Als in jener Kommission zur Reform der Mittelschule, von der ich oben gesprochen habe, die Frage von den ‚Entgleisten‘ besprochen wurde, führten Leute, die der Sache nahe standen, statistische Daten für die beiden Haupttypen der Mittelschule an, aus denen erhellte, daß der Prozentsatz der Entgleisten sowohl in den Gymnasien als auch in den Realschulen der gleiche war — nämlich 40%. Schon dieses allein beweist Ihnen, daß nicht die alten Sprachen die Schuld an den Entgleisten tragen, sondern etwas anderes, das beiden Typen der Mittelschule gemeinsam ist; was — das kann ich Ihnen jetzt schon sagen: das Gesetz der Selektion. Aber damals schlugen die Gedanken der Versammlung eine andere Richtung ein. Der größte Teil gab sich zum Organ der öffentlichen Unzufriedenheit gegen die Schule her, die Entgleiste hervorbringt. Ich erinnere mich der in hochherziger Begeisterung gesprochenen Worte eines durch seine Humanität bekannten Förderers der Mittelschule: „Wenn die Schule hundert Schüler aufnimmt, muß sie auch hundert Schüler entlassen.“ Und somit, sagte ich zu mir, garan-

tiert die Aufnahme in eine Schule den Aufgenommenen das Diplom. Was garantiert denn aber die Aufnahme? Die einzig mögliche Antwort lautet: Protektion oder Bestechung. Aber darauf werden wir noch zurückkommen.

Ich will den Vorwurf der Schwierigkeit, der der Schulantike gemacht wird, nicht umgehen: ich habe schon gesagt, daß diese Schwierigkeit für sie eine Empfehlung mehr ist. Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit für das, was ich die soziologische Seite der Schulfrage nenne; es folge hier kurz ihr Schema.

Selbstverständlich ist unsere gesellschaftliche Organisation noch sehr unvollkommen; ein Hauptgrund dieser Unvollkommenheit liegt darin, daß es in der Gesellschaft noch immer zu viele Schmarotzer gibt, d. h. solche, die, obgleich arbeitsfähig, es vorziehen auf Kosten anderer zu leben. Wir verdammen jedoch diesen Typus zu vollständigem Verschwinden und fordern, daß jeder Kopeke in der Tasche des Bürgers durch Arbeit gewonnen sei; unserem Ideal gemäß soll die Gesellschaft eine Armee der Arbeit bilden. In jeder Armee gibt es aber Gemeine und Offiziere, Leute von minderem und von höherem Range. Die Grenze zwischen ihnen ist auch in der Wehrarmee nicht sehr scharf gezogen, in der Arbeitsarmee gibt es überhaupt keine bestimmte Grenze; dennoch kann man und muß man auch hier zwischen der Spitze und dem Fuß der Gesellschaftspyramide unterscheiden. Wer sind nun jene Offiziere? Selbstverständlich nicht nur die Beamten, sondern jeder, der mehr befiehlt als gehorcht, der der Gesellschaft eher durch geistige als durch physische Arbeit dient, und dabei durch geistige Arbeit von größerem eher als von geringerem Wert: Die Direktoren und Meister in den Fabriken, die Leiter von Handelsunternehmungen, die Gutsbesitzer oder Verwalter, die Ärzte, die Künstler usw. — übrigens war zu verschiedenen Zeiten auch diese Elite der Gesellschaft verschieden zusammengesetzt. Unter normalen Verhältnissen verfügen sie im Vergleich zu den Gemeinen auch über ein größeres Einkommen, leben in sauberen und freundlichen Wohnungen und nicht in elenden Hütten, Winkeln und Nachtasylen. — Wie gelangen nun die Menschen zu diesen Offiziersstellen? Hierin liegt gerade der charakteristische Unterschied zwischen den einzelnen Epochen. Immer bildete ein Zensus das Kriterium, welches den Offiziersaspiranten von den Kandidaten für die Stelle eines Gemeinen unterschied; nur war dieser Zensus zu verschiedenen Zeiten ein verschiedener. Ursprünglich war es wahrscheinlich der Zensus der rohen Körperkraft. Während der Kulturepochen finden wir anfangs den Zensus der Abstammung — die Stellen an der Spitze der Gesellschaftspyramide erben sich fort vom adligen Vater auf den adligen Sohn. Sodann löst der Vermögenszensus den Geburtszensus ab, oder er verbindet

sich mit ihm. Gegenwärtig steht der Bildungszensus an erster Stelle, und ihm gehört augenscheinlich die Zukunft. Die Offiziersaspiranten in der Arbeitsarmee — das sind Sie, die Abiturienten der Mittelschulen.

Jetzt, meine Herren, möchte ich vor Ihnen ein Gespenst heraufbeschwören — ein sehr ernstes, drohendes und leider nur zu reales Gespenst. Es ist ein Jüngling in Ihrem Alter; nur hat er nicht Ihren sauberen Schulanzug an, sondern schmutzige übelriechende Lumpen, und auf dem Kopf sitzt ihm, statt Ihrer ordentlichen Uniformmütze, eine fettige Kappe; im Gesicht trägt er den Stempel der Entbehrungen und Laster, der steten Begleiter des Lebens ‚zu unterst‘ der Gesellschaftspyramide. Sie stellen sich gegenseitig vor. Sie sagen: „Ich bin durch Gottes Gnade ein Offiziersaspirant.“ „Ich aber,“ antwortet Ihnen das Gespenst, „bin durch Gottes Zorn ein Proletarier“ — und dann fragt es Sie mit boshafem Blick: „Weshalb nur aber, Herr, wirst du ein Offizier, und ich nicht?“ — Auf diese Frage gibt es zwei Antworten; die eine ist sehr häßlich, die andere sehr gut. Die erste lautet: „Weil mein Vater ein verhältnismäßig wohlhabender Mann ist, der für mich sieben oder acht Jahre lang das Schulgeld bezahlt und mir während dieser Zeit Muße zu meinen Studien gewährt hat, — der deine aber, wenn du einen hast, ein armer Schlucker, der für deine Ernährung und Erziehung nur Kupferlinge übrig hatte und daneben zugleich deine Arbeitskraft ausnutzen mußte.“ Ja, diese Antwort enthält leider einen großen Teil der Wahrheit; aber ich glaube, das jedem von Ihnen ihretwegen das Gewissen schlagen wird. — Die andere Antwort, die frei von jedem Vorwurf ist, lautet: „Weil ich eine solche Menge geistiger Arbeit geleistet habe, wie sie deine Kräfte übersteigen würde. Denke nur: wir waren unser fünfzig, als wir in die unterste Klasse eintraten; aber von jenen fünfzig beenden nur dreißig die Schule.“

Und jetzt gestatten Sie mir die Frage, mit welcher von diesen beiden Antworten die Idee von der leichten Schule vereinbar ist, die ebensoviele Schüler entläßt, als sie aufgenommen hat? Natürlich nicht mit der zweiten, sondern mit der ersten, d. h. mit derjenigen, die Sie nicht einmal auszusprechen wagen würden. — Nun stellen Sie sich vor, daß diese Idee der leichten Schule verwirklicht wäre. Die Inschrift „Dem Fleiß und der Begabung“ ist endgiltig von den Schultüren abgerissen und durch die Inschrift ersetzt: „Willkommen — allen ist das Diplom gesichert!“ Was wird die Folge sein? Jawohl, willkommen! Die Schule kann nur fünfzig aufnehmen, und fünfhundert wollen aufgenommen werden . . . Oder glauben Sie etwa, daß ihrer nicht so viele sein werden? Wir haben doch schon jetzt, wo die Schwierigkeit des Schulkursus viele abschreckt, doppelt und dreifach

mehr Anmeldungen als Vakanzen; was werden wir erst erleben, wenn die Leichtigkeit des Kursus und die Gesichertheit des Diploms ein weiteres Lockmittel sein werden? wünscht doch jeder Vater seinen Sohn als Offizier zu sehen. Nein, sicher werden es nicht weniger als fünfhundert sein; auf welche Weise soll man nun aus diesen fünfhundert die fünfzig Glücklichen auswählen? Ein Mittel wäre, das Schulgeld entsprechend zu erhöhen . . . d. h. den Vermögenszensus zum Gesetz zu erheben, den schädlichsten und schlechtesten von allen, wobei man ihm, um die Schlechtigkeit ganz zu machen, die Maske des Bildungszensus verbinden würde. Ein anderes Mittel wäre ein strenges Eintrittsexamen, d. h. die Verlegung des Kampfes und der Entgleisung vom Schulalter ins Kindesalter, wobei gegen die Natur und die Vernunft auf eine bis zur Erschöpfung schwere Kindheit ein leichtes Knabenalter folgen würde. Nein, selbstverständlich wird weder das eine, noch das andere Mittel zur Anwendung gelangen, sondern ein drittes, das einzige, das übrigbleibt: dieses Mittel heißt Protektion und Bestechung. Es wird dies auch eine Art Selektion sein, aber keine natürliche Selektion, die zur Vervollkommnung führt, sondern eine Korruptionsauslese, die Entartung nach sich zieht. Lange wird sie indessen nicht währen: das wird jenes Gespenst nicht dulden, das ich schon einmal vor Ihnen heraufbeschworen habe und dessen Existenz zu vergessen nicht gut tut. Frankreich im achtzehnten Jahrhundert ist ein denkwürdiges Beispiel: die privilegierte Klasse, der es einfiel, die Summe der Arbeit aufzuheben oder zu erleichtern, die einzig und allein ihre Privilegien rechtfertigt, wird durch die Revolution aus dem Wege geräumt. Sie dürfen um Gottes willen keine leichte Schule fordern oder einführen: eine leichte Schule ist ein soziales Verbrechen.

Und das ist eben der Grund, warum ich Sie, so schmerzlich es auch war, gewarnt habe, sich vom Gefühl der Humanität und des Mitleids mit den entgleisten Kameraden fortreißen lassen. Diese Humanität ist eine kurzsichtige, eine Kastehumanität. Ihnen tun die Kameraden leid, die gleichzeitig mit Ihnen in das Gymnasium eintraten, es aber wegen mangelnden Fleißes oder mangelnder Begabung nicht mit Ihnen zusammen beenden. Auch mir tun sie leid — aber noch viel mehr tun mir diejenigen von Ihren Altersgenossen leid, denen trotz ihres Fleißes und ihrer Begabung, kraft äußerer Verhältnisse, die Türen der Mittelschulen verschlossen geblieben sind. Der Mißerfolg dieser ist viel betrübender, als der Mißerfolg jener, da unter diesem die Gesellschaft selbst leidet, während unter jenem nur die Betroffenen zu leiden haben. Der Mißerfolg der Fähigen hemmt den Fortschritt, der Mißerfolg der Unfähigen fördert ihn. Darum wird auch das Ideal einer Schulorganisation eine solche sein, die die

Mißerfolge von arbeitsamen und fähigen Schülern ausschließt, müßte auch zu diesem Zwecke der Prozentsatz der Mißerfolge nachlässiger und unfähiger Schüler vergrößert werden.

Zur Erreichung dieses Idealzustandes bedürfen wir, wie es für jeden Idealzustand der Fall ist, beider Hebel des Fortschritts, der Differenzierung und der Integration. Das Differenzierungsprinzip fordert möglichst verschiedene Typen von Mittelschulen: wir besitzen klassische, Real- und Fachschulen diverser Kategorien — und das ist gut. Je zahlreicher diese Typen sind, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß jeder fähige Knabe gerade den findet, der seinen Fähigkeiten entspricht. Das Integrationsprinzip fordert die Vereinigung aller Typen der niederen, mittleren und höheren Schulen zu einem einzigen Organismus, zu einem einzigen majestätischen Baum. Die Wurzeln dieses Baumes werden die niederen, die Stadt- und Dorfschulen bilden; da sie tief ins Volk eindringen, müssen sie die der geistigen Arbeit fähigen Knaben herausuchen und sie, ihren Fähigkeiten entsprechend, dem Stamm, den Zweigen oder dem Wipfel des Baumes zuführen. Eine solche Schule wird eine wahrhaft demokratische Schule sein, was man bisher von unserer Schule noch nicht sagen kann, von der projektierten leichten Schule aber niemals wird sagen können. Die leichte Schule ist eine Schule für Junker, ein sinnloses und beleidigendes Wiederaufleben des Leibeigenschaftsprinzips auf kapitalistischer Grundlage.

Und wenn wir uns erst jenem Ideal, das ich Ihnen vorgeführt habe, genähert haben werden, so wird auch die Frage von den Entgleisten ihre, wenn auch nicht vollständig uns befriedigende, so doch normale Lösung finden. Du kommst in der klassischen Schule nicht vorwärts? versuche dein Glück in der Realschule. Du kannst es in der Realschule nicht aushalten? tritt in die klassische über. Du findest, daß du weder dort noch hier an deinem Platz bist? wähle dir, deinem Geschmack entsprechend, eine Fachschule. Du wirst über diesem Suchen ein oder zwei Jahre deines Lebens verlieren; dagegen ist nichts zu machen, schreibe es dir oder deinen Eltern zu, daß sie nicht sofort die Schule gefunden haben, die für dich paßt. Oder vielleicht — gibt es überhaupt keine solche? Vielleicht bist du unfähig, geistig zu arbeiten? Dann lerne ein Handwerk, tritt als Schiffsjunge in die Flotte ein, kehre zur Mutter Erde zurück: wirst du kein Offizier, so wirst du doch ein Gemeiner in der Arbeitsarmee werden. Du bist auch zur körperlichen Arbeit unfähig? Du bist schwächlich, kränklich, verkrüppelt — oder vielleicht unüberwindlich träge und arbeitsunlustig? Dann, du Ärmster . . . es ist mir peinlich zu sagen, was dann zu erfolgen hat, aber Sie begreifen selbst, was in diesem Falle das Gesetz der Selektion antwortet: „Dann — stirb! . . .“

Müssen, können wir uns mit dieser Antwort zufrieden geben?

Meine Herren, wir haben da eine sehr wichtige Frage berührt; uns ist aber wenig Zeit übrig geblieben, und wir müssen dabei noch einen der Antike gemachten Vorwurf erörtern, nämlich den, daß sie reaktionär sei. Vielleicht werden Sie mir indessen eine eingehende Besprechung dieses Punktes erlassen, sowie die Pflicht, Ihnen zu beweisen, daß die Antike, diese Quelle aller freiheitlichen Ideen, auf denen unsere Zivilisation beruht, keinesfalls reaktionär genannt werden kann. Ich glaube auch, dies in meinen vorigen Vorlesungen durch die Tat ausreichend bewiesen zu haben; haben Sie in ihnen viel Reaktionsnâres gefunden? — Aber, werden Sie fragen, wie konnte diese Ansicht entstehen? Ich glaube, zuerst ist ein weltfremder Beamter vom grünen Tisch auf die geniale Idee gekommen, man könne mit Hilfe der Perfekta und Supina den revolutionären Neigungen der Gesellschaft entgegenwirken; ganz ebenso wurde ja auch im Mittelalter, als man die Existenzberechtigung der Wissenschaften in ihren religiösen und sittlichen Wirkungen erblickte, der Arithmetik zum Verdienst angerechnet, daß sie die Menschen von sündigen Gedanken ablenke. Sodann begann das Heer geschäftiger Publizisten, denen für den Liberalismus ihrer zukünftigen Leser bange wurde, die ganz unschuldige Antike für diese Idee verantwortlich zu machen. Wer von ihnen der Klügere war, weiß ich nicht; doch hat Cicero wohl recht, der in einem ähnlichen Falle gesagt hat: „Wenn nach einem bekannten Ausspruch derjenige der weiseste Mensch ist, der selbst das Nötige ausfindig machen kann, und ihm an Weisheit derjenige am nächsten kommt, der den weisen Ratschlägen eines anderen zu folgen weiß — so verhält es sich mit der entgegengesetzten Eigenschaft umgekehrt: weniger dumm ist derjenige, der nichts Gescheites ersinnen kann, als derjenige, der eine von einem anderen ausgedachte Dummheit nachspricht.“ Und daß es sich im gegebenen Falle in der Tat um die der Weisheit entgegengesetzte Eigenschaft handelt, können Sie daraus schließen, daß dieser Vorwurf, die Antike sei reaktionär, nur bei uns in Rußland laut wird. Ich glaube, wenn den Perfekta und Supina wirklich jene wundertätige konservative Kraft eigen wäre, die die Stubenpsychologie dieser Herren im Sinne hat, so hätte der schlaue Westen ihnen schwerlich die Ehre dieser Entdeckung überlassen.

Und so wollen wir diese alberne Behauptung ad acta legen und zu der soeben berührten interessanten und wichtigen Frage zurückkehren.

Wir sprachen von der soziologischen Bedeutung der Mittelschule überhaupt und des klassischen Gymnasiums im besonderen. Diese Bedeutung besteht, wie wir sahen, in der Auslese

von Offiziersaspiranten für die Arbeitsarmee, d. h. in der Auslese der zur Geistesarbeit Befähigten aus der Zahl aller Berufenen und Willigen. Deswegen muß die Schule mehr oder weniger schwer sein — eine leichte Schule setzt auch eine leichte Arbeit voraus, eine solche aber zu erfinden bleibt demjenigen überlassen, der auch kaltes Feuer und warmen Schnee erfinden will. — Mir ist vorgeworfen worden, daß ich der Schule diese soziologische Rolle aufgedrängt habe; man hat mich gefragt, ob die Schule nach meiner Meinung ein Sieb sein solle. Ich habe nichts dagegen, wenn lachlustige Kritiker sich meine Schule unter dem Symbol eines Siebes vorstellen; aber ich verlange dann, daß sie eben dieses Sieb zum Symbol des ganzen Lebens und der ganzen Natur erheben. Überall, wo Leben ist, findet ein Kampf ums Dasein statt, wobei die lebensfähigen Organismen siegen und die lebensunfähigen zugrunde gehen. Wenn eine Schule lebensfähig sein will, so muß sie sich dem allgemeinen Gesetze des Lebens unterwerfen. Aber ich protestiere gegen die Behauptung, daß ich der Schule diese Arbeit aufdränge als eine solche, die sie direkt und bewußt leisten müßte. Nein, meine Herren; diese Annahme beruht auf der Unkenntnis jener Heterogenie der Zwecke, über die ich in der ersten Vorlesung gesprochen habe. Diese zeigt sich überall da, wo das Gesetz der Selektion waltet, und besteht, wie Sie sich erinnern werden, in der Verschiedenheit des bewußten und direkten Zieles vom unbewußten und indirekten. Bewußt und direkt soll die Schule nur nach Einem streben — nach der Ausbildung ihrer Zöglinge; um etwas anderes braucht sie sich nicht zu kümmern. Aber gerade dadurch, daß sie ihre Schüler bis zu einem gewissen Grade bildet und diejenigen ausscheidet, für welche dieser Bildungsgrad unerreichbar ist — gerade dadurch dient sie unbewußt den Zielen der Selektion. Und wehe ihr, wenn sie nach Erkenntnis dieser ihrer unbewußten und indirekten Bestimmung sie aufgibt und dementsprechend ihr direktes Bildungsziel ändert: solch eine Schule wird unvermeidlich von einer anderen Schule verdrängt werden, die ihre Pflichten ernster erfüllt als jene. Ja, es ist das ein starres und unüberwindliches Dilemma: die Schule ist entweder das Werkzeug der Selektion, oder ihr Opfer.

Aber was fangen wir mit unserem Entgleiten an? Wir haben versucht, ihn in verschiedenen Schulen unterzubringen, wir haben ihn zuletzt zur physischen Arbeit angehalten, aber überall erwies er sich als untauglich. Sollen wir das grausame Urteil des Selektionsgesetzes unterschreiben, das da lautet: „stirb!“?

Nein; unser Gesetz bedarf einer Ergänzung. Unter allen Lebewesen der ganzen Welt herrscht der Kampf ums Dasein und seine Folge, das Überleben der Lebensfähigen; das ist die natürliche Selektion. Nur in der menschlichen Gesellschaft wird

dieses Gesetz von einem anderen, wichtigen und mächtigen Prinzip durchkreuzt — von dem Prinzip der Liebe. Das ist selbstverständlich keine Ausnahme — eine solche läßt das Gesetz der Selektion nicht zu, — sondern seine höchste Entfaltung: Die Liebe stieg zur Erde nieder, nicht um unser Gesetz aufzuheben, sondern um es zu erfüllen. Das Gesetz der Selektion führt die Menschheit zur Vervollkommnung; diese ist aber nicht nur eine physische und geistige, sondern auch eine moralische. Wie in einer mit steigender Geschwindigkeit schwingenden Stange bei Erreichung einer gewissen Grenze eine neue Kraft entsteht, und sie zu leuchten beginnt, genau so leuchtet auch in der menschlichen Gesellschaft nach Erreichung eines gewissen Kulturgrades etwas Neues, Wunderbares auf — das sittliche Gesetz, welches dem Menschen befiehlt, seinen Nächsten zu lieben, den Fallenden nicht zu stoßen, um selbst mehr Spielraum zu haben, sondern im Gegenteil ihm die hilfreiche Hand zu reichen und den eigenen Überfluß mit ihm zu teilen. In den Anfängen des Kulturlebens mögen die Menschen die zur physischen Arbeit unfähigen Greise getötet haben, weil sie ihnen zur Last fielen, gehorsam dem Naturgesetze vom Kampf ums Dasein — wir Kulturmenschen teilen mit unseren Greisen unser schwer erworbenes Brot, weil wir sie lieben. Und wenn man uns fragt: „Warum tut ihr das? Den Fallenden soll man stoßen, um eine größere physische und geistige Vervollkommnung zu erreichen; wenn ihr anders handelt, so verurteilt ihr euch selbst zur Entartung!“ — so erwidern wir: „Nein. Wir wollen keine physische und geistige Vervollkommnung, die um den Preis der moralischen Entartung erkauft wird.“

So verfahren wir auch mit unseren Entgleisten. Wir rotten sie nicht aus, sondern sorgen für sie. Wir bauen Krankenhäuser für physisch Entgleiste, für die Kranken; Asyle für geistig Entgleiste, für die Idioten und Geisteskranken; Gefängnisse für moralisch Entgleiste, für die Verbrecher. Wir suchen ihnen das Leben erträglich zu machen. So vegetiert in unserer, nach dem Arbeitssystem lebenden Gesellschaft eine mehr oder weniger große Zahl von Leuten, die an der allgemeinen Arbeit nicht teilnehmen, Leuten, deren Existenz das caritative System rechtfertigt und regelt; sie sind der Train der Arbeitsarmee. Wir teilen unseren Überfluß mit ihnen, aber nur diesen. Man darf nicht zulassen, daß die Lebenssäfte der gesunden und arbeitsfähigen Organismen zur Ernährung der Entgleisten abgelenkt werden; — dann würde in der Tat jene Entartung eintreten, mit der man uns schreckt. Wir müssen mehr oder weniger geschickt zwischen zwei Entartungen lavieren — der moralischen Entartung bei einer überstrengen Beobachtung des Gesetzes vom Kampfe ums Dasein und der Mißachtung des Gesetzes der Liebe

— und der physischen und geistigen Entartung bei einer übermäßigen Beobachtung des letzteren Gesetzes.

Jetzt haben wir unsere Antwort. Wir unterschreiben nicht das grausame Urteil: ‚stirb!‘, welches das Gesetz der Selektion über unseren Entgleisten ausgesprochen hat. Wir sagen ihm: fort mit dir in den Train; dort erhältst du die Mittel zu einem mehr oder weniger erträglichen Vegetieren — aber natürlich nicht mehr. Selbstverständlich ist auch das wenig erfreulich; aber was ist dagegen zu machen? Wir können beim besten Willen die Schattenseiten unseres Lebens nicht entfernen. Es genügt schon, wenn es uns gelingt, früher oder später das Ideal zu verwirklichen, von dem hier die Rede ist: das Ideal einer vernünftigen Schulorganisation bei einer folgerechten Durchführung des Differenzierungs- wie des Integrationsprinzips, wobei allen fähigen und arbeitswilligen Menschen ihrer Tauglichkeit entsprechende Stellen in der Arbeitsarmee gesichert werden. Auch das würde einen großen Fortschritt gegenüber der Vergangenheit und Gegenwart bedeuten.

Jawohl, einen Fortschritt! Dieses Wort ist der richtige Schlußakkord für die Gedanken- und Gefühlssymphonie, die ich in Ihnen erklingen lassen wollte. Der Fortschritt ist die Losung der Kultur, welche in der Antike wurzelt; in ihm gipfelt jenes ganze Ideenspiel, das uns die Antike vermacht, oder auf das sie uns während der anderthalbtausendjährigen Symbiose mit ihr gebracht hat. Ihm dient auch die Schule, deren Grundlage die Antike bildet, nicht nur direkt, als eine Pflanzstätte fortschrittlicher Ideen, sondern auch indirekt als Werkzeug der soziologischen Selektion. Lange, sehr lange war nur der Westen der Träger fortschrittlicher Ideen — jener Westen, der auch allein die Antike aufnahm als Haupttriebkraft seiner Kultur. Im Orient herrschte und herrscht ein seltsames Leben, auch ein Kulturleben, das indes auf der Voraussetzung beruht, der morgige Tag müsse in allem dem heutigen und gestrigen Tage gleichen. Einen seltsamen Eindruck macht, verglichen mit dem in stetem Fluß, in steter Unruhe begriffenen Gedanken des Westens, diese erhabene Ruhe des Orients, diese unbewußte Überzeugung, daß alles Erreichbare schon erreicht ist, daß ein Weiterstreben müßig, töricht, sündhaft sei. — Rußland befindet sich gerade auf der Grenze zwischen dem Westen und dem Osten; hier stoßen beide Ideale zusammen. Rußland ist das einzige europäische Kulturland, wo der Fortschritt und seine Notwendigkeit, wo das Gesetz der Selektion und sein Ziel, wo das Arbeitssystem, wo Kunst und Wissenschaft verneint worden sind, wo auf die angstvolle Frage ‚aber das führt ja zur Entartung, zum Aussterben!‘ die gelassene Antwort folgte: „So wollen wir denn entarten und aussterben!“ Gegen diesen Ge-

sichtspunkt bin ich waffenlos. Alles, was ich für die Antike angeführt habe, beruht auf dem Glauben an den Fortschritt, an seine Möglichkeit und Notwendigkeit. Sobald Sie den Fortschritt verneinen, ist alles, was ich gesagt habe, hinfällig.

Sollen wir also ein neues, allumfassendes Thema beginnen? Nein; man muß auch einmal aufhören. Jeder Gedanke, sobald er zu Ende gedacht ist, rührt eine Reihe von neuen Gedanken auf; wenn dasselbe auch hier bei Ihnen stattfindet, so kann es Ihnen nur nützen. Ich bat Sie schon, die Antike nicht als Norm, sondern als Samen aufzufassen; selbstverständlich kann ich auch für meine Vorlesungen über die Antike nicht mehr verlangen. Mögen sie Ihnen ein Same für neue Gedanken sein. Ich hoffe, daß diese Saat dereinst, wenn auch nicht gleich, aufgehen und Früchte tragen wird . . . möglich, daß Sie dann schon vergessen haben werden, was uns hier zusammenführte; Sie werden sich freuen über die aufgegangene Saat und werden sie für Ihr volles Eigentum halten — und darin werden Sie recht haben: Das, was der Mensch in sich verarbeitet und zum Bildstoff eigener Gedanken gemacht hat, ist sein ausschließliches Eigentum. — Und dennoch würde ich ungern meine Vorlesungen mit einem Fragezeichen abbrechen; aber da wir alle ermüdet sind, so will ich dem Beispiele meines Lieblings Plato folgen und meine Gedanken über das eben hingeworfene Thema in die Form eines ‚Mythos‘, d. h. eines Gleichnisses, kleiden. Und so bitte ich Sie, zum Abschiede und zur freundlichen Erinnerung, mein Gleichnis vom Fortschritte anzuhören.

Als der Sündenfall der Engel vollbracht war und das verwegene Vorhaben seine verdiente Strafe gefunden hatte, da wurden zwei der Gefallenen — es waren dies Orientius und Occidentius — als weniger schuldig der Nachsicht würdig befunden. Sie wurden nicht auf ewig verstoßen, es wurde ihnen gewährt, ihre Sünde durch eine Buße zu sühnen, um nach deren Vollbringung ins himmlische Reich zurückzukehren. Die Bußtat bestand darin, daß sie zu Fuß mit dem Stab in der Hand einen Weg von vielen tausend Meilen zurücklegen sollten. Als ihnen dieses Urteil verkündet wurde, betete Orientius, der ältere von ihnen, zum Schöpfer und sagte: „Mein Gott, erweise mir noch eine Gnade: gib, daß mein Weg gerade und eben sei, daß ihn keine Berge und keine Täler beschwerlich machen, und daß ich das Ziel, dem ich zustrebe, vor mir sehe!“ Deine Bitte sei dir gewährt, sagte der Schöpfer. Darauf wandte er sich zum anderen und fragte ihn: Und du, Occidentius, wünschst dir nichts? Dieser antwortete: Nein, nichts. Darauf wurden sie entlassen. Da umhüllte sie die Finsternis der Bewußtlosigkeit. Als sie wieder zu sich kamen, befand sich jeder auf der Stelle, von der er seine Wanderschaft antreten sollte.

Orientius stand auf und blickte um sich: nicht weit von ihm lag der Stab, rings herum erstreckte sich, gleich einem schlafenden Meere, eine unabsehbare flache Ebene, über ihr — der blaue, unbewölkte Himmel; nur auf einer Stelle, weit am äußersten Rande des Horizontes, leuchtete am Himmel eine weiße Glut. Er begriff, daß dies eben die Stelle war, nach der er seine Schritte lenken sollte. Er nahm den Stab, machte sich auf und wanderte einige Tage, dann sah er wieder um sich — ihm erschien es, als ob die Entfernung, die ihn von seinem Ziele trennte, sich nicht um einen Schritt vermindert hätte, als ob er sich noch immer auf derselben Stelle befände, als ob ihn noch immer dieselbe unabsehbare Ebene umgäbe wie früher. „Nein,“ sagte er wehmütig, „diese Strecke werde ich mein Lebtag nicht zurücklegen.“ Mit diesen Worten warf er den Stab fort, legte sich hoffnungslos auf die Erde nieder und schlief ein. Er schlief auf lange ein — bis auf den heutigen Tag.

Zu gleicher Zeit mit dem älteren Bruder erwachte auch Occidentius. Er stand auf, blickte um sich — hinter ihm lag das Meer, vor ihm eine Schlucht, hinter der Schlucht ein Wäldchen, hinter dem Wäldchen ein Hügel und auf dem Hügel leuchtete es wie helle Morgenröte. „Nichts weiter?“ rief er fröhlich aus, „da werde ich noch vor dem Abend sein!“ Er ergriff den zu seinen Füßen liegenden Stab und machte sich auf den Weg. Und wirklich, den Gipfel des Hügels erreichte er noch vor dem Abend, aber da sah er, daß er sich geirrt hatte: es war ihm nur aus der Ferne so vorgekommen, daß die Glut auf dem Hügel leuchtete, in Wirklichkeit war auf ihm nichts zu sehen, als einige Apfelbäume, mit deren Früchten er seinen Durst und Hunger stillte. Auf der anderen Seite war ein Abhang, unten floß ein Bach, hinter dem Bache erhob sich ein neuer Hügel und auf dem Hügel leuchtete derselbe helle Schein. „Nun gut!“ dachte Occidentius, „ich werde ausruhen und mich dann wieder auf den Weg machen; in zwei Tagen bin ich dort, und dann ist das Paradies erreicht!“ Wieder erwies sich die Berechnung als richtig, aber das Paradies fand er wieder nicht: hinter dem Hügel lag ein neues, breites Tal, hinter dem Tale ein hoher Berg, dessen Gipfel der bekannte Schein krönte. Unser Wanderer wurde natürlich ein wenig unwillig, aber nicht auf lange. Der Berg lockte ihn unwiderstehlich, dort mußten die Pforten des Paradieses stehen. Und so wandert er immer weiter und weiter, Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat, Jahr um Jahr, Jahrhundert um Jahrhundert. Hoffnung wechselt ab mit Enttäuschung, aus der Enttäuschung erwächst neue Hoffnung. Er wandert auch heute noch. Schluchten, Flüsse, Felsen, undurchdringliche Sümpfe erschweren seinen Weg. Oft hat er sich verirrt, weil er den führenden Schein verlor; oft mußte er

Umwege machen, oft umkehren, bis es ihm gelang, von neuem den Schein der Paradiesesglut zu erblicken. — Und jetzt erklimmt er rüstig, mit seinem treuen Stabe in der Hand, einen hohen Berg: sein Name ist ‚die soziale Frage‘. Steil und felsig ist der Berg, manche Schlucht, manches Gestrüpp, viele Steilwände und Abgründe muß er überwinden, aber er verzweifelt nicht. Er sieht vor sich die ersehnte Glut und ist fest überzeugt, daß er nur den Gipfel zu ersteigen braucht, um die Pforten des Paradieses geöffnet zu sehen.
